

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Elsa Sophia von Kamphoevener

Anatolische Hirtenerzählungen

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Gülbeg, Gülül und das Lamm Djanum

Viel Sinn hat es nicht, sie getrennt zu nennen, aber es geschehe der Ordnung halber, die besonders unter den Hirten sehr notwendig ist. Denn wohin käme ein Hirte, wenn er nicht wüßte, welches seiner Lämmer gedeckt werden muß, welches noch nicht? Er muß in seinem Kopf, der nicht von Gedanken an Schreibzeug und ähnliches belastet ist, eine gute Berechnung für alle diese Erfordernisse seiner Herde besitzen. Und somit wußte der Hirte Mirmin, zu dessen Herde sie alle drei gehörten, sie – Gülbeg, Gülül und das Lamm –, daß für das Lamm nunmehr die Zeit des Deckens gekommen sei. Genauso, wie es Mirmin wußte, war es aber auch Gülbeg und Gülül bekannt, und sie, die seit ihrer Geburt keinen getrennten Gedanken gehabt hatten, dachten auch jetzt das gleiche. Es möge nicht vergessen werden, daß auf den Bergen Anatoliens das langhaarige Schaf daheim ist, das sogenannte Angoraschaf (alter Name für Ankara). Die Wolle dieses Tieres bedeutet den eigentlichen Reichtum der Hirten, nicht aber seine Milch oder Nachkommenschaft. Solange das Schaf jungfräulich ist, bleibt die Wolle besonders glatt und wertvoll. Hat es Junge gehabt, verliert sie an Glätte und Wert, weshalb mit dem Decken dieser Tiere oft sehr lange Zeit gewartet wird.

Man muß wissen, daß der Knabe Gülbeg und das Mädchen Gülül Zwillinge waren. Sie wußten von ihrer Mutter nichts, denn sie war bei ihrer Geburt gestorben. Von ihrem Vater wußten sie nichts, denn er war zu jener Zeit, als ihre Mutter starb, von einem fremden Stamme getötet worden, weil er im Verdacht stand, er habe einen Bock gestohlen, um seine Herde aufzubessern. Alle diese Dinge aber sind nicht von besonderer Bedeutung, denn ob eine Mutter stirbt innerhalb der Hirtenvölker, ob nicht, ob ein Vater ermordet wird, ob nicht, das ist so sehr wichtig nicht. Im Stamm eines Hirtenvolkes sind Mutter und Vater vorhanden, ganz gleich wie ihr Name laute. Da ist immer eine Frau, die gerade ein Junges gebär, und sie gibt dann mit einer Brust dem eigenen Kinde Lebensmilch und mit der anderen dem fremden. Da ist immer ein Mann vorhanden, dem gerade der Berg in seiner Wildheit den Knaben raubte und der bereit ist, das fremde Gewächs als seines zu betrachten,

hoffend, einen guten Hirten aus ihm zu machen mit der Zeit.

So eben geschah es bei Gülbeg und Gülül, die niemals an Verlassenheit litten. Doch ist zu bedenken, daß sie nicht nur Bruder und Schwester waren, sondern Zwillinge. Das will besagen: Gleichheit der Gesichtszüge, der Haltung, des Verlangens nach Freiheit, des Sehns nach der Höhe und der Kraft, die sie überwindet – ja, auch Gleichheit der Träume, jenes geheimnisvollen Lebens des scheinbar Unwirklichen, das in Wahrheit wirklicher ist als das Greifbare, alles dieses war ihnen gemeinsam. Ihnen ja. Doch es besteht noch eine Sitte bei den Hirten, und das ist diese: ein Lamm, das am selben Tage geboren wird wie ein Mensch, gehört dem Geborenen, wenn es genau zur selben Stunde geworfen wird, in der die Menschenmutter ihrer Last ledig wird. Und so begab es sich, daß Gülbeg und Gülül seit ihrem ersten Luftschrei bereits ein Besitztum hatten, davon sie noch nichts wußten, das ihnen aber unveräußerlich zu eigen war, im Leben und im Sterben: das Lamm Djanum.

Nun weiß ja jeder, daß Djanum heißt «meine Seele» und der Ruf ist, den wir ausstoßen in Freude, in Kummer, in Erstaunen, ja, wann immer eben jenes Etwas, das man Seele nennt, angerührt wird. So nannten sie später das Lamm «Djanum», denn es war wie die Seele, die einem ja auch ungerufen beschieden wird, ob man sie nun begehre, ob nicht. Und mittlerweile, da wir anheben, all dieses zu berichten, waren sie alle drei, der Bedeutung und der Reihe nach zu benennen, Gülbeg, Gülül und das Lamm, fünf Jahre alt geworden. Es war zu diesem Zeitpunkt, daß der Oberhirte des gesamten Herdenbetriebes sich zu Gülbeg, Gülül und dem Lamm begab, das seine Ruhestatt immer bei ihnen zu haben pflegte – womit gesagt sein soll, daß sie alle drei zusammen schliefen, die Zwillinge und das Lamm, ein jeder des anderen Hauptes weiches Ruhelager. Der Oberhirte begann zu sprechen, tat es in aller Höflichkeit, obgleich er nur mit Kindern im Alter von fünf Jahren sprach, die aber seiner Ansicht nach Besitzer waren eines Tieres, das einmal Stammutter gesunder und edler Jungtiere werden konnte, welche dann allen heute nur Fünfjährigen gehören würden. Also sagte der Oberhirte, während Gülbeg und Gülül, tief zur Erde gebeugt, ehrfurchtsvoll lauschten: «Meine teuren und geliebten Kinder, unseres Stammes Stolz und Hoffnung, nunmehr beginnt eure Zugehörigkeit zum Stamm der Benscharabin vom Gandhar Dagh Wahrheit und Tat zu werden. Euer Lamm, das ihr Djanum nennt, ist zum Decken reif, und es wird euch, meine Kinder, mit der Zeit Reichtum und Ruhm einbringen. In der Nacht, da der Mond über dem Gipfel des Gandhar Dagh heraufkommt zur Stunde des Abend-Azan und sein junges, leuchtendes Horn den Gipfel zu berühren scheint – zu dieser Stunde, meine Kinder, wird euer jungfräuliches Lamm Djanum gedeckt werden von unserem stärk-

sten Bock, und alles, was es hervorbringt jetzt oder später, wird euch gehören, wie ihr uns gehört, meine geliebten Kinder.»

Der Oberhirte schwieg, denn seines Wissens war in dieser Angelegenheit nichts weiter zu sagen. Er aber, der doch gewohnt war, den Zug der Wolken zu erkennen und den Ruf der Gipfel-Schwalben zu deuten, er bemerkte nicht den Blick dieser beiden zutiefst verbundenen Geschöpfe Allahs, der wie ein Lichtstrahl zwischen Auge und Auge daherkuckte. Was galt es ihnen, ob sie Mitinhaber der Herde sein würden durch jene Wesen, die aus dem Decken ihres Lammes hervorgingen? Ihnen gehörte dieses Lamm Djanum, ihnen allein, und so sollte es auch bleiben, mochte ein Mondhorn den Gipfel des Gandhar Dagh berühren, wann immer es ihm beliebte. Und so geschah es, daß zum erstenmal in dieser stürmischen Nacht am Fuße des Gandhar Dagh die Stätte leer blieb, die drei junge Geschöpfe Allahs seit ihrem ersten Schrei beherbergt hatte, denn Gülbeg, Gülül und das Lamm Djanum waren auf und davon, um das Mondhorn am Gipfel des Gandhar Dhag zu begrüßen. Es hatte zur Ausführung dieses tollkühnen Unternehmens weiter keiner Worte zwischen den Zwillingen bedurft. Gülbeg hatte nur gesagt: «Du denkst auch so, Gülül?» Worauf sie nur genickt hatte, und daß Djanum gleicher Ansicht sein würde, das stand ihnen außer Zweifel. Denn was begehrt ein junges Lamm mehr, als sich in Freiheit auf Bergpfaden zu tummeln, stets wissend, daß ein noch so leiser Ruf der Unsicherheit Helfer herbeibringt?

Also waren sie alle drei schon im Abenddämmern bereit zum Aufbruch, wissend, daß in die verborgenen Winkel, wo sie zu nächtigen pflegten, niemand jemals spähen kam. Denn wozu? Diese drei Geschöpfe Allahs waren ineinander, aneinander geborgen. Gülbeg – man darf nicht vergessen, daß ein anatolischer Hüterbube von fünf Jahren einem Knaben der Ebene von neun Jahren gleicht – schritt voran. An dem Zipfel seines Turbantuches hielt sich Gülül fest, die hinter sich her Djanum zog. Sie alle drei waren so glücklich, wie man es nur einmal im Leben ist, denn sie befanden sich auf dem Gipfel der Vollendung. Und jetzt sahen sie das Mondhorn, wie es sich am spitzen Gipfel des Gandhar Dagh anzuklammern schien – und es leuchtete, leuchtete! Man muß nämlich wissen, daß das Horn des aufgehenden Mondes dafür da ist, alle Wünsche des Menschevolkes angehängt zu bekommen. Ein jeder weiß, daß das Horn des absinkenden Mondes für die Verehrung der Fahne des Propheten geschaffen wurde – aber jenes eben entstand aus der gewaltigen Schöpferkraft «Mitleid» und besagt: «Nun also, ihr Kleinen und Beklagenswerten, nun seht, ich gab euch einen Haken, daran aufzuhängen euer Wünschen und Hoffen. Sucht ihn zu erhaschen, diesen Haken aus Glanz und Macht, und möge er eurer Ohnmacht und Machtlosigkeit dienlich sein!»

Das – man weiß es, ist das Horn des aufgehenden Mondes, wie es heute sichtbar wurde am Gipfelzelt des Gandhar Dagh. Und dorthin strebten die drei, die es wagen wollten, des Gesetzes der Hirtenvölker zu lachen, des ältesten Gesetzes, das die Welt kennt. Eines zwar wußte von all dem nichts: das Lamm Djanum, das nicht ahnte, welchen Namen es trug. Aber es wurde getragen von Menschenwärme, die auch nicht ihres Weges Ende kannte. Es war wunderbar, solcherart dem Licht der Nacht entgegenzuschreiten. Weiß es ja ein jeder, daß zu dieser Stunde des Wechsels vom Tag zur Nacht, von der Helligkeit zum Dunkel alles, was aus des Berges Brust hervorwächst, am süßesten, am stärksten duftet. Da sind die vielen kleinen Kräuter der Berge, da sind die wilden Veilchen, dunkler und holder als alles, was der Mensch zu züchten vermag, da sind die gelben Vergißmeinnicht, die nur auf höchsten Höhen sichtbar werden, und ferner kleine Blüten, deren Arten in der Ebene groß werden, hier oben aber zart und klein bleiben, süßduftend und stark duftend, nicht wie gezüchtet. Man nennt sie herkaf meneksé, was auf deutsch Stiefmütterchen bedeuten würde – und weiß man auch, warum sie so genannt werden? Weils sie zwei große bunte Blütenblätter haben, darauf die eigenen Kinder sitzen, während die fremden, die Stiefkinder, sich mit einem einzigen Sitz gemeinsam begnügen müssen. Schöner sehen sie aus, viel schöner als die Bevorzugten.

Nun, wie dem auch sei, durch all dieses duftende Blühen suchten die jungen Füße ihren Weg; das Lamm zappelte immer wilder in Gülüls Arm, und Gülbeg verspürte ein Ziehen an seinem Turbanzipfel, wandte sich um, zuckte fragend die Achseln und bekam als Antwort einen stummen Hinweis auf das sich wild gebärdende Lamm. Hat es einen Zweck zu sprechen, wenn zweie sich vollkommen verstehen? Noch dazu auf der Bergeshöhe, wo jeder Atemzug lebenswert ist? So wies Gülbeg nur auf den duftenden Bergboden, und im gleichen Augenblick schon ließen die haltenden Arme los, lief Djanum schnüffelnd und suchend frei herum. Eine Handbewegung von Gülül wies auf das ferne Mondhorn hin, und auch sie zuckte fragend die Achseln. Da zeigte sich zum erstenmal in diesem Leben tiefster Gemeinsamkeit die Verschiedenheit des Geschlechts, denn ein Hochweisen des Armes mit einer Bewegung des Besitznehmens, ja, ein Hochschleudern ließ den zur Höhe strebenden männlichen Geist erkennen wie auch den zögernden weiblichen. Aber im seltsamen Lichte jenes Mondhorns, einem nahezu rötlichen Lichte unbekannter Sterne, riß das junge Männliche das werdende Weibliche mit sich hinauf. Ein Spruch unserer Heimat sagt so: «Du Zarte, du dem Duft des Bodens Zugehörige, o Weib, Schwester, Teure, halte mich, daß nicht die Höhe mich zerschmettere!»

Gewiß dachte es so nicht der junge Knabe Gülbeg, doch ebenso gewiß lebte es in seinem noch verborgenen Manneswissen, das aus Urzeiten

kommt. Jene Gebärde des Hochreißens bewies es. Und das junge Weibkind folgte dem aus Urzeiten kommenden Befehl. Sie stiegen, sie stiegen. Das Lamm spielte um sie her. Oben aber stand am Gipfel des Gandhar Dagh noch jenes Mondhorn, und das lockte, lockte die Jugend! Es war die erste sich ihrer Kraft ganz bewußt werdende Jugend, in der das Erbgut vieler bergsteigender Hirten-Vorväter sich regte, eine Jugend, für die der Berg immer höchste Lockung bedeuten würde. Da war nun aber das Ziehen am Turbantuch, jenes zarte Mahnen des Weiblichen an das werdende Männliche: hab acht, ich bin da, nimm mich mit! Seltsam war es, was Gülbeg jetzt tat, war es eine Antwort, sollte sie es sein? Er riß sich den Fes mit dem Turbantuch vom Kopf und schwenkte das Tuch in der Luft, stieß dabei einen Laut des Jubels aus. Güül lachte, verstummte aber dann – woran sich nun halten? Ja, woran, Güül?

Wenn er es auch weder wußte noch wollte, so trennte sich hier doch Knabe vom Mädchen und jubelte der Freiheit zu, die in unserer Heimat dem Manne gehört. Güül aber lachte nur freudig auf, denn auch sie wußte nicht, was ihr geschehen war – wie wir alle niemals um das wissen, was uns beschieden wird, da es sich stets nur ganz geheim ankündigt. Hier aber kam nun noch ein äußeres Zeichen hinzu, denn es ist verständlich, daß sich jenes Mondhorn nicht immer weiter am Gipfel-Fels des Gandhar Dagh anklammern konnte, hatte es doch noch einen weiten Weg zu durchziehen in den Wolken, die ihm Heimat waren. Und da es scheinbar plötzlich vor den Augen der Kinder versank, um hinter dem Berggipfel weiterzuwandern, entstand um die drei jungen Wesen eine unerwartete Finsternis, die als erstes das Lamm erschreckte. Es stieß einen Ruf aus, der kläglich um Hilfe bettelte und dem Güül sogleich gehorchte, während Gülbeg noch für eines Atemzuges Dauer horchend stand, ob er wohl solcherart erkennen könne, wo sich Djanum befinde – auch dieses verschiedene Wesenheit anzeigend, da das weibliche Kind nur dem Gefühl folgte, das männliche aber dem Gedanken. Güül beschattete die Augen, um in der plötzlichen Dunkelheit besser unterscheiden zu können, beugte sich vor und sah alsbald unter sich, offenbar in einer Felsspalte, das Lamm liegen. Sie lief und lockte es, aber es gehorchte zum ersten Male der vertrauten Stimme nicht. Güül wandte sich um, rief: «Gülbeg, Djanum muß verletzt sein, es rührt sich nicht!»

Schon stand der Bruder hinter ihr, sagte ruhig: «Nimm das Turbantuch und halte es fest! Ich werde mich daran hinablassen und Djanum holen. An diesen Fels hier werde ich das Tuch knoten, und du halte es auch noch, so wirst du uns heraufziehen können, Güül! Du hast keine Angst allein zu bleiben, nein?» Sie lachte nur, wie sie es bei seinem Jubelruf getan hatte, und so verknotete er sorgfältig das Tuch am nächsten Fels, ein Hirte, der die Berge kennt, auch wenn er erst fünf

Jahre zählt. Gülül saß und sah ihm nach, wie er jede Felsspalte als Fußhalt nutzte, wie er wußte, was zu geschehen habe, und sie hielt in ihren wenn auch kleinen, doch kräftigen Händen das alte Turbantuch gepackt. Da durchfuhr sie ein eisiger Schreck, denn sie spürte, wie die Seide leise, ganz leise zu reißen begann, und was das bedeutete, begriff Gülül. Sie beugte sich weit, ganz weit vor, schrie mit aller Kraft ihres Herzens: «Gülbeg, halte dich, es reißt!» Aber gerade in diesem Augenblicke war der Aufschlag von Geröll für des Knaben Ohr hörbar, und er verstand der Schwester Worte nicht. Doch gleich danach begriff er, denn der Halt ließ nach, und es war ihm, als flöge er, war ihm, als brause die Luft gewaltig auf, und sein Gedanke war: «So wie ein Bergfalke!» Dann war es schon vorbei, und einmal noch konnte das Lamm Djanum seinem jungen Freund und Herrn eine weiche Lagerstatt sein.

Droben, Gülül, wußte nicht, was tun, erkannte nur eines: zu Gülbeg, zu Djanum, alles andere erschien ihr sinnlos. So begann sie denn hinabzuklettern, tat es vorsichtig, konnte sich auch mit den Zehen, die fest in Fellschuhen steckten, jungem Getier gleich, an manchem Stein festhalten, rief immer wieder, sich nach rückwärts umschauend, den Namen, der ihres Herzens zweites Ich war. Und wieder tat sie es, vermochte sich dabei an einem Gesträuch festzuhalten – doch ach –: hier war die Stunde, die eine, die unabänderliche Stunde auch für dieses junge Leben gekommen, und so riß der Strauch, blieb in Gülüls Hand, und auch sie trat den Flug an, den des Bergfalken. Keine Zeit blieb mehr für Schreck oder Bangen. Denn plötzlich – was weiß man, ob in noch menschlich erkennbarer Zeit – stand Gülül auf der Höhe eines weit in das Land schauenden Berges, und vor ihr stand ein Hirte, einer, den sie noch niemals erblickt hatte, der hielt Gülbeg an der Hand, und als sie ihn sah, beugte er sich eben nieder, um das Lamm Djanum zu liebkosen, das sich solches Tun auch gefallen ließ, obgleich es sich sonst gegen fremde Hände sträubte.

Der Hirte, der ein schönes und freies Lächeln hatte, war gekleidet wie jeder Hirte der Berge, will sagen, er hatte ein Bocksfell über der einen Schulter, während der Steigarm frei blieb, und einen Gurt aus Bocksleder um die Mitte. Sein reiches dunkles Haar über seiner hohen Stirn war gelockt, und er stand frei und aufrecht. Gülbeg sah ihn fragend an, während der Hirte Gülül die andere Hand gab, und der Knabe entsann sich plötzlich, wie sie, die Hirten, wenn er heimlich herbeigekrochen kam, sich in einem Winkel zu verbergen, während sie berichteten von des Tages Ereignissen, immer wieder gesagt hatten: «Ganz schön und gut, was da geschah, aber wie wäre es geworden, wenn nicht der Sohn der Hazret Miryam geholfen hätte – er, der Hirte aller Hirten?»

Dieser Worte entsann sich Gülbeg jetzt, und da an dem Hirten, dessen Hand ihn hielt, etwas war, das Freude und Vertrauen eingab,

fragte er ohne Scheu: «Bist du der Sohn der Hazret Miryam, o Hirte aller Hirten?» Der Hirte lächelte, und Gülül sah ihn erstaunt an, da sie noch niemals etwas so Schönes erblickt hatte, und er gab zur Antwort: «Du sagst es, kleiner Bruder, ich bin so gesegnet, der Sohn der Hazret Miryam zu sein. Und jetzt gehen wir zusammen, sie suchen – wollt ihr?» Gülül reckte sich ein wenig an der Hand des Hirten hoch und fragte erstaunt: «Gehen wir denn nicht zurück, zu Mirmin und unserer Herde?» Der Hirte ließ Gülbeg los, der sich erschrocken nahe an ihn schmiegte, hob Gülül auf den Arm, was ein wunderschönes Gefühl war und ein ganz neues dazu, und sagte überredend: «Aber warum denn zurückgehen? Vorwärts ist schöner, kleine Gülül – und sieh nur, welch herrliche Straße wir vor uns haben, sieh nur, wie alles an ihr in Blüte steht! Ist es nicht schön, dort weiterzugehen, kleine Gülül?»

Völlig in seliges Erstaunen versunken, sah Gülül, daß sie nicht mehr auf einem steinigem Berge standen, vielmehr sich vor ihnen der Weg in einen blühenden Garten breitete, desgleichen sie noch niemals erblickt hatte, dieses Kind der herben Berge. Sie drückte sich an den Hirten aller Hirten und jubelte: «Oh, Blumen! Sieh nur, Gülbeg, Blumen! Aber Djanum soll sie nicht fressen, nein, Sohn der Miryam?» Der ließ sie wieder zu Boden gleiten, und sie fühlte jauchzende Freude in sich. Der Hirte packte ihrer beider Hände fester, während das Lamm voranlief, nach Art junger Tiere sich überschlagend vor Lebenslust, und er sagte im Schreiten auf dem Blumenweg: «Es ist nicht nur meine Mutter, Miryam die Gepriesene, die auf euch wartet – auch eure Mutter harret eurer voll Freude. Heute erst, als der Mond versank, fragte sie nach euch, sagte traurig: wie lange noch, Herr? Nun, ich lachte, und sie war getröstet. Freut ihr euch, Kinder der liebenden Sehnsucht?» Gülbeg und Gülül sahen zum Hirten aller Hirten auf und sagten wie aus einem Munde, einer Seele: «Bei dir bleiben, Herr.» Er lächelte auf sie herab, und der Blumenweg nahm kein Ende. Dann aber sahen sie Hazret Miryam. Sie stand mit ausgebreiteten Armen dort und lächelte. Dieses Lächeln rief die heimatlosen Kinder, die von dergleichen nie gewußt hatten. Sie stürzten vorwärts und wurden an dieses göttliche Herz geschlossen. – Hier aber ist heiliger Boden, und uns bleibt nur, in Ehrfurcht zu schweigen.

Der Fischer und des Fisches grüner Stein

Es war ein Fischer, der hatte sich müde gearbeitet einen ganzen Tag lang und nichts erreicht. Endlich, da es schon dämmerte, zog er sein Netz ein und fand darin einen einzigen ganz kleinen Fisch. Er nahm ihn heraus, hielt ihn zornig in der Hand und sagte: «Ist das für einen ganzen Tag? Du elendes Ding, ich werfe dich zurück!» Noch aber hielt er ihn in der Hand und betrachtete ihn erstaunt, denn es schien, als habe der Fisch drei Augen. Als er näher zuschaute, sah er, daß das, was er für ein drittes Auge in der Mitte zwischen den beiden anderen gehalten hatte, in Wahrheit ein grüner Stein war, der glänzte, wie die letzte Meerestiefe leuchtet, wenn die Fischer ihre Lichter hineinsenken, um die Fische zu erschrecken. Der Fischer hielt den kleinen Fisch eine Weile, ihn erstaunt betrachtend, in der Hand, wobei er leise prüfend mit den Fingerspitzen den grünen, leuchtenden Stein berührte. Kaum war das geschehen, so schien es ihm, als höre er den Fisch sprechen. Einer Torheit solcher Annahme war er sich nicht mehr bewußt, denn er hörte die Worte innerlich in sich, und es waren diese: «Schau dich um, dort auf der Höhe steht ein Serail! Siehst du es?»

Der Fischer schaute sich um. Er kannte seine Heimat wohl, und da war niemals auf der Höhe ein Serail gewesen; ja, es war kaum eine Höhe irgendwo. Aber als er sich jetzt umschaute, war wirklich eine Höhe da und prunkte ein Serail auf dieser Höhe, das strahlte und war von einer Macht und Herrlichkeit, wie es kaum vorstellbar schien.

«In dieses Serail, das du dort oben siehst, gehe hinein!» hörte der Fischer in sich die Stimme, während die Finger auf dem grünen Stein ruhten. «Und am ersten Tor wirst du deinen Freund finden, ihn, den die Wellen dir raubten. Er wird dich bitten zu bleiben. «Bleibe», wird er sagen, «verlasse mich nicht, endlich sind Freunde wieder vereint!» – Du höre nicht auf ihn, gehe hindurch, durch das erste Tor hindurch! Am zweiten Tor dann wirst du deine Liebe finden, das Mädchen, das du vergeblich als Weibersehntest und das von Räubern in die Berge entführt wurde. Sie wird dich anflehen: «Bleibe! Endlich sind Liebende vereint!» wird sie sagen; – du höre nicht auf sie, gehe durch das zweite Tor hindurch! Am dritten Tor – und hier ist deine schwerste Aufgabe – wirst du deine Mutter finden, sie, die vor so

vielen Jahren verstarb. Und sie wird glücklich auf dich zukommen und sagen: «Bleibe bei mir, mein Sohn, endlich sind wir wieder vereint!» – Du höre nicht auf sie, gehe auch durch das dritte Tor! Dann wirst du in einer Riesenhalle stehen inmitten dieses Serails, und was dann geschieht, das wirst du sehen und erfahren.»

Dem Fischer zitterten die Hände – und so ließ er die Fingerspitzen von dem grünen Stein und hörte nichts mehr. Aber er behielt den Fisch in der Hand und ging auf dieses seltsame Serail zu, das vorher niemals dagewesen war, ging und ging – und wirklich, am ersten Tor, am gewaltigen Tor stand sein Freund. Wie schön, wie herrlich, dieses geliebte Gesicht wiederzusehen! Denn gibt es Größeres und Schöneres für einen Mann als die Freundschaft eines Mannes? Der Fischer schritt hindurch, und der Freund – ach, seine Stimme nur wieder zu hören! – bat und sagte: «Endlich, mein Freund, sehen wir uns wieder! Bleibe bei mir! Wie schön und wie gesegnet, zusammen zu sein!»

Der Fischer wollte stehenbleiben, da biß ihn der Fisch ganz fest in seinen Finger. Und da erinnerte er sich: Ich darf nicht stehenbleiben! Er ging hindurch, und das Erinnerungsbild des Freundes verblich, wie auch das Schattenbild des Tores schwand. – Der Fischer kam zum zweiten Tor.

Da stand sie, die er so heiß ersehnt hatte, stand dort in aller Lieblichkeit, halb verhüllt von Schleiern; doch ihre dunklen Augen sahen ihn an, und durch den Schleier sah er das Leuchten ihrer roten Lippen, und die Lippen sprachen: «Endlich, mein Geliebter, bin ich wieder bei dir! Oh, laß uns nun für immer zusammenbleiben!» – Die Füße schienen ihm im Boden zu wurzeln, er wollte die Arme nach ihr ausstrecken, – da biß ihn wieder der Fisch. Aman, er durfte nicht! Warum, wußte er zwar nicht, aber er durfte nicht! Als er den Fuß vorsetzte, um an ihr vorbeizugehen, war sie wie ein Wolkenbild verschwunden, und er schritt durch ein Schattentor, das hinter ihm verblich.

Jetzt aber kam das Schwerste – denn schon sah er sie, die Mutter, die verehrungswürdige Mutter, sie, vor der jeder in Ehrfurcht versinkt! Die Hände streckte sie ihm entgegen, und er hörte die Stimme, die seine Jugend behütet hatte, sagen: «Bleib bei mir, mein Sohn, da wir uns endlich wiederfanden!» An ihr vorbei trugen ihn die Füße nicht mehr. Da wand sich in seiner Hand der Fisch hin und her und her und hin, und seine Handfläche brannte wie Feuer, und er entsann sich: Es ist gesagt, du sollst weitergehen. So schritt er auch hier durch dieses qualvollste aller Tore hindurch, und das Bild der Mutter schwand dahin, wie die andern geschwunden waren, einem Nebelstreifen gleich. Hinter ihm war nichts, vor ihm eine riesenhafte Halle, in deren Mitte ungezählte Menschen versammelt waren, die viele wehende Banner trugen. Da war das vertraute Banner des Propheten, die große grüne Fahne, die

heilige – aber die anderen? Siehe dort: weiße Banner, in deren Mitte wie Licht, das morgens strahlt, das Zeichen des Kreuzes leuchtete. Dabei standen Männer in silberleuchtenden Rüstungen, und die anderen, die das Banner des Propheten hielten, trugen dunkle Panzerhemden, geflochten nach der Art, wie sie in Arabistan hergestellt wurden.

Alle, die da waren, aber schauten auf ihn, den armen Fischer, in dessen Hand sich nun kühl und weich der Fisch schmiegte. In der Mitte aber stand einer, der rief: «Fischer, komm herbei, ich liebe die Fischer!» «Das war Ischahs Stimme!» sagte der Fischer bei sich und kam eilends herbei.

Aber in der Mitte derer, die das grüne Banner hielten, stand einer – oh, wie vertraut war dieses Bild: ein großer schöner Mensch mit dem so wohlbekannten Bart; der lächelte und sagte: «Mein Sohn, mein Freund, komm herbei, wir gehen zusammen!»

«Mohammed, es ist Mohammed!» rief der Fischer. «Oh, Allah, was geschieht mir?» Nahe Ischah stand er, nahe Mohammed auch und sah nun plötzlich die Banner wehen, mehr Banner noch, vieler Farben, und die Männer, die sie hielten, trugen Helme, wie er solche noch niemals gesehen hatte. Hinter diesen nun erhob sich einer ganz gewaltig, gekleidet in ein weißes Gewand, und er trug einen großen wallenden Bart, und er rief: «Komm auch zu mir, du Sohn des Propheten!»

Leise in sich, fast zweifelnd noch, sagte der Fischer: «Dieser muß Moischi sein.» Und da fühlte er in seiner Hand wieder des Fisches Brennen, und aus seinen Händen schlug eine Flamme empor, die warf sich vorwärts und hatte Gestalt dieses Fisches mit dem grünen Stein, war rötlich und klein, wurde größer, dehnte sich, bildete aus sich eine Brücke, schlank und leuchtend wie ein Fisch. Die Brücke schwang sich über einen gewaltigen Abgrund, und es setzten sich alle, die dort unter den Bannern standen, in Bewegung.

Als erster schritt über diesen Brücken-Abgrund fort Moischi und hinter ihm die Seinen. Danach kam Mohammed, und sie folgten ihm und riefen: «Yah, Mohammed! Yah, Mohammed!» Schweigend aber durch sie alle hindurch glitt Ischah. Und wo er vorbeiglitt, leuchteten die Rüstungen, leuchteten die Helme, und er wandte sich zurück zu dem Fischer, der reglos stand, und sagte: «Kommst du nicht mit uns, mein Bruder?» Dieser Stimme nicht zu folgen, war unmöglich; so ging der Fischer. Sie schritten über die unendlich weite Brücke, über unendliche Fernen in eine ewige Weite hinein, und es war, als singe unter ihnen jeder ihrer Fußtritte.

Am Abend dieses Tages fanden die Fischer dieser Küste einen Toten. Der lächelte und hatte die Hände über der Brust gefaltet. «Yah, Mohammed», sagten die Fischer ehrfürchtig. «Seht nur, seine Hände glänzen, als hielte er ein verborgenes grünes Licht – Yah, Mohammed!»